

des Substanzparadigmas," *Logos* 5, 303-343.

— [1996b] "Non-countable Individuals: Why One and the Same Is Not One and the Same," *Southwest Philosophy Review* 12, 225-237.

— [1996c] "Existence in Time: From Substance to Process," in: *Perspectives on Time. Boston Studies in Philosophy of Science*, ed. by J. Faye/U. Scheffler/M. Urs, Dordrecht: Kluwer, 143-182.

— [1999] "Dinge als Prozesse," in: R. Hüntelmann/E. Tegtmeier (eds.), *Neue Ontologie und Neue Metaphysik*, (Köln: Academia Verlag, 1999), 11-41.

— [2000] "The Dynamic Constitution of Things," in: Faye, J. et al. (eds.), *Facts and Events. Poznan Studies in Philosophy of Science*. Forthcoming.

SHOEMAKER, S./R. SWINBURNE (EDS.) [1984] *Personal Identity* (Oxford: Blackwell).

SHOEMAKER, S. [1985] "Critical Notice," *Mind* 94 (1985), 443-453.

SIMPSON, P. [1985] (Review of *Reasons and Persons*), *Review of Metaphysics* 39, pp. 370-372.

THOMSON, J.J., [1987] "Ruminations on an Account of Personal Identity," in: Thomson, J. J. (ed.), *Being and Saying. Essays for Richard Cartwright* (Cambridge, MA: MIT Press), pp. 169-190.

UNGER, P. [1990] *Identity, Consciousness, and Value* (New York: Oxford University Press).

WIGGINS, D. [1967] *Identity and Spatio-temporal Continuity* (Oxford: Blackwell).

WOLF, S. [1986] "Self-Interest and Interest in Selves," *Ethics* 96, pp. 704-720.

MARIA ELISABETH REICHER

Gibt es Gegenstände, die nicht existieren?

1. Die empirischen Daten

Die Annahme, dass es nichtexistierende Gegenstände gibt, beruht wesentlich auf zwei Thesen, die — *prima facie* jedenfalls — fundiert sind durch alltägliche Erfahrung:

(i) Wir können an nichtexistierende Gegenstände ebenso gut denken wie an existierende. Mit „denken an“ ist hier jede Art des intentionalen Gerichtetseins gemeint, einschließlich Arten des emotionalen Gerichtetseins, wie fürchten, wünschen, hoffen etc.

(ii) Wir können über nichtexistierende Gegenstände ebenso gut sprechen wie über existierende. Mit „sprechen über Nichtexistierendes“ ist hier gemeint: Unsere Sprache enthält singuläre Terme (sowohl Eigennamen als auch bestimmte Beschreibungen), die nichts Existierendes bezeichnen und die wir nichtsdestotrotz in der Absicht gebrauchen, auf *etwas* Bezug zu nehmen, wobei diese Bezugnahme auch gelingen kann. Dass die Bezugnahme auf einen Gegenstand gelungen ist, zeigt sich insbesondere in jenen Fällen, in denen dem durch den singulären Term bezeichneten Gegenstand *wahrheitsgemäß* eine Eigenschaft zugesprochen wird.

Einige Beispiele für (*prima facie*) intentionales Gerichtetsein auf etwas, das (gemäß Annahme) nicht existiert:

- (1) Die Großaktionäre des Henkel-Konzerns fürchten die Waschmaschine, die ohne Waschmittel perfekt sauber wäscht.
- (2) Friedrich fürchtet das ewige Höllenfeuer.
- (3) Die antiken Griechen verehrten Zeus.
- (4) Ponce de Léon suchte den Jungbrunnen.

Einige Beispiele für (*prima facie*) Bezugnahme auf nichtexistierende Gegenstände:

- (5) Sherlock Holmes ist der berühmteste Romandetectiv der Welt.
- (6) Die DDR hat zu existieren aufgehört.

- (7) Das *perpetuum mobile* muss erst erfunden werden.
- (8) Das runde Viereck ist zugleich rund und nicht rund.
- (9) Der heilige Gral existiert nicht.
- (10) Das ideale Gas kommt in der Natur nicht vor.
- (11) Atlantis könnte existiert haben.
- (12) Das runde Viereck ist ein unmöglicher Gegenstand.

Prima facie können also nichtexistierende Gegenstände sowohl Objekte des intentionalen Gerichtetseins als auch Objekte der Bezugnahme sein. Viele Denker betrachteten (und betrachten), in der Tradition von Alexius Meinongs Gegenstandstheorie, diese Fälle von (*prima facie*) intentionalem Gerichtetsein bzw. Bezugnahme auf nichtexistierende Gegenstände als empirische Daten, die ernst zu nehmen sind und denen daher auch eine ontologische Theorie gerecht werden muss. (Vgl. z.B. Castañeda 1979, Chisholm 1972, Crittenden 1991, Devine 1974, Haller 1986, Jacqueline 1996, Lambert 1983, Parsons 1980, Zalta 1988.)

Eine Weise, diesen Daten gerecht zu werden, besteht darin, nichtexistierende Gegenstände als eine Kategorie von Gegenständen unter anderen zu akzeptieren, mit anderen Worten: anzunehmen, dass es Gegenstände gibt, die nicht existieren.

2. Zwei Argumente für die Annahme nichtexistierender Gegenstände

Es gibt zwei „Basisargumente“ für die Annahme nichtexistierender Gegenstände (also für die These, dass es nichtexistierende Gegenstände gibt). Das *Intentionalitätsargument* ist abgeleitet aus der These von der Möglichkeit des intentionalen Gerichtetseins auf Nichtexistierendes. Das *Referenzargument* ist abgeleitet aus der These von der Möglichkeit der Bezugnahme auf Nichtexistierendes.

Das Intentionalitätsargument lautet:

1. Intentionalität ist eine zweistellige Relation. Daher gilt: Wenn ein Subjekt auf etwas intentional gerichtet ist (das heißt, wenn das Subjekt an etwas denkt, sich etwas vorstellt, etwas fürchtet,

sich nach etwas sehnt etc.), dann gibt es nicht nur das Subjekt, sondern auch das Objekt des intentionalen Aktes.

2. Es gibt intentionale Akte, deren Objekte nicht existieren.
3. Also gibt es Gegenstände, die nicht existieren.

Das Referenzargument lautet:

1. Wenn ein Satz der Form „Ps“ (das ist ein Satz, der aus einem singulären Term „s“ und einem Prädikatausdruck „P“ besteht — kurz: eine Prädikation) wahr ist, dann gibt es einen Gegenstand, der durch den singulären Term „s“ bezeichnet wird.
2. Es gibt wahre Sätze der Form „Ps“, so dass gilt: der singuläre Term „s“ bezeichnet keinen existierenden Gegenstand.
3. Es gibt wahre Sätze der Form „Ps“, so dass gilt: Es gibt einen Gegenstand, der durch den singulären Term „s“ bezeichnet wird, und dieser Gegenstand existiert nicht.
4. Also gibt es Gegenstände, die nicht existieren.

Die Kraft beider Argumente hängt freilich nicht zuletzt davon ab, ob es gelingt, plausible Beispiele zu geben für intentionale Akte, die auf nichtexistierende Objekte gerichtet sind, bzw. für wahre Sätze der Form „Ps“, deren singulärer Term „s“ keinen existierenden Gegenstand bezeichnet. An solchen Beispielen scheint allerdings kein Mangel zu herrschen, wie die angeführten Sätze (1)–(12) zeigen sollten.

Sätze, mit denen intentionale Akte ausgedrückt werden, die auf Nichtexistierendes gerichtet sind, werden im Folgenden als *Instanzen des Intentionalitätsarguments* bezeichnet; Sätze der Form „Ps“, für die gilt, dass „s“ nichts Existierendes bezeichnet, werden *Instanzen des Referenzarguments* genannt. Jede Instanz des Intentionalitätsarguments kann als Prämisse eines Arguments für die Annahme nichtexistierender Gegenstände fungieren. Ein solches Argument entspricht folgendem Schema:

1. s ist intentional gerichtet auf o.
2. Also gibt es o.
3. o existiert nicht.
4. Also gibt es etwas, das nicht existiert.

Auch jede Instanz des Referenzarguments kann als Prämisse eines Arguments für die Annahme nichtexistierender Gegenstände fungieren, und zwar nach folgendem Schema:

1. Ps.
2. Also gibt es s.
3. s existiert nicht.
4. Also gibt es etwas, das nicht existiert.

3. Einige Gründe gegen die Annahme nichtexistierender Gegenstände

Es gibt mindestens drei gute Gründe, die Argumente für die Annahme nichtexistierender Gegenstände sehr gründlich zu prüfen, ehe man sich auf eine ontologische Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände einlässt:

- (i) Da der Bereich des Nichtexistierenden unendlich groß ist, führt eine ontologische Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände zu einer gewaltigen Vermehrung der angenommenen Entitäten; daher stehen nichtexistierende Gegenstände grundsätzlich im Verdacht, das Gebot der ontologischen Sparsamkeit zu verletzen.
- (ii) Die Annahme nichtexistierender Gegenstände wirft eine Reihe schwieriger Fragen auf: Können Gegenstände, die nicht existieren, Eigenschaften haben, und wenn ja, welche? Ist der goldene Berg golden und ein Berg, obwohl er nicht existiert? Wenn ja, muss nicht für jeden Berg gelten, dass er irgendwo lokalisiert ist? Wo ist dann der goldene Berg lokalisiert? Muss nicht außerdem für jeden goldenen Berg gelten, dass er grundsätzlich sinnlich wahrnehmbar ist? Aber ist ein nichtexistierender Gegenstand nicht grundsätzlich der sinnlichen Wahrnehmung unzugänglich? Welche Eigenschaften hat der goldene Berg denn noch, außer dass er golden und ein Berg ist? Wie hoch ist er, beispielsweise? Wenn der goldene Berg weder golden noch ein Berg ist, welche Eigenschaften hat er dann? Wie steht es mit unmöglichen nichtexistierenden Gegenständen, etwa dem Ge-

genstand, der zugleich rund und nicht rund ist? Verletzen derlei Gegenstände nicht den Satz vom Widerspruch?

- (iii) Es drängt sich der Verdacht auf, dass die Annahme, dass es Dinge gibt, die nicht existieren, in sich widersprüchlich ist. Dieser Verdacht ist begründet auf unsere Gewohnheit, im gewöhnlichen Sprachgebrauch die Ausdrücke „es gibt“ und „existiert“ in vielen — wahrscheinlich den meisten — Kontexten austauschbar zu verwenden. „Es gibt keine Cholera in Europa“ und „Es existiert keine Cholera in Europa“ scheinen genau dasselbe zu bedeuten, ebenso wie „Der Weihnachtsmann existiert nicht“ und „Den Weihnachtsmann gibt es nicht“.

Der Eindruck der Widersprüchlichkeit der These, dass es Gegenstände gibt, die nicht existieren, lässt sich nur zerstreuen, wenn man plausibel machen kann, dass — entgegen dem ersten Anschein — der Ausdruck „existiert“ nicht dasselbe bedeutet wie der Ausdruck „es gibt“. Ein Unterschied zwischen „es gibt“ einerseits und „existiert“ andererseits kann auf zweierlei Art eingeführt werden:

- (i) Man kann zwei Seinsweisen unterscheiden, wobei eine davon durch den Ausdruck „Existenz“ bezeichnet wird. Der Ausdruck „es gibt“ kann dann dafür verwendet werden, Sein im Allgemeinen zu bezeichnen. Demgemäß würde gelten: Es gibt alles, was existiert, aber es existiert nicht alles, was es gibt.
- (ii) Man kann sich auf *eine* Seinsweise beschränken, diese mit dem Ausdruck „Existenz“ bezeichnen, und dem Ausdruck „es gibt“ eine völlig andere Funktion zuweisen, etwa die Funktion eines substitutional (bzw. ontologisch neutral im Sinne Priors) interpretierten Existenzquantors. (Vgl. Marcus 1962, Prior 1971, Williams 1981.)

Doch beide Strategien sind zumindest nicht unumstritten. (Vgl. z.B. Quine 1969, van Inwagen 1983, White 1968.)

4. Kleiner metaphilosophischer Exkurs über das Wesen ontologischer Fragen

Fragen der Form „Gibt es Gegenstände der Kategorie K“? — also zum Beispiel: „Gibt es abstrakte (bloß mögliche/unmögliche/notwendige/zeitlose) Gegenstände?“ — lassen sich niemals isoliert beantworten, sondern immer nur im Zusammenhang des Gesamtsystems unserer Überzeugungen. Die Antworten müssen sich stets daran orientieren, welche Funktion die Annahme dieser Gegenstände innerhalb des Überzeugungssystems hat. Die Annahme darf als gerechtfertigt gelten, wenn sie dazu beiträgt, das Gesamtsystem unserer Überzeugungen kohärenter zu machen, also etwa eventuell vorhandene Widersprüche zu beseitigen, vorher nicht sichtbar gewesene Zusammenhänge explizit zu machen bzw. solche Zusammenhänge herzustellen oder Theorien (bei gleichbleibender Erklärungskraft) zu vereinfachen. Lässt sich eine solche Leistung nicht aufweisen, so kann die Annahme dieser Gegenstände nicht als gerechtfertigt gelten. Wenn sie darüber hinaus die Kohärenz des Gesamtsystems unserer Überzeugungen sogar *vermindern* würde (etwa weil sie zu Widersprüchen in dem System führen würde oder zumindest Fragen aufwerfen würde, auf die wir innerhalb dieses Systems keine Antworten finden), dann gibt es einen positiven Grund, die Annahme dieser Gegenstände abzulehnen.

Das ist die einzige Methode, Antworten auf Fragen der Form „Gibt es Gegenstände der Kategorie K“ zu finden, ohne sich dabei auf das Gebiet schlechter metaphysischer Spekulation zu begeben. Entsprechend besteht auch der Sinn einer solchen Frage in nichts anderem als darin, ob und in welcher Weise die Annahme solcher Gegenstände zur Kohärenz des Gesamtsystems unserer Überzeugungen beizutragen in der Lage ist.

Dies gilt für ontologische Fragen im Allgemeinen, und daher auch für die Frage, ob es nichtexistierende Gegenstände gibt. Es geht also darum, ob die ontologische Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände eine kohärenzfördernde Funktion in unserem Überzeugungssystem erfüllen kann, welche diese ontologische Festlegung rechtfertigen könnte. Die Frage, ob es nichtexistierende Gegenstände gibt, soll in diesem Sinn verstanden werden.

5. Wo kommen leere singuläre Terme vor? — Versuch einer Klassifikation

Viele setzen in die ontologische Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände die Hoffnung, mit ihrer Hilfe eine ganze Reihe von *prima facie* bestehenden Sachverhalten der Referenz und Intentionalität in unser Gesamtsystem von Überzeugungen integrieren zu können. Einige Beispiele für Sachverhalte dieser Art sind mit den Sätzen (1) bis (12) angeführt. Ohne die Annahme nichtexistierender Gegenstände scheint die Anerkennung derartiger Sachverhalte leicht zu Inkohärenzen innerhalb unseres Überzeugungssystems zu führen. Zum Beispiel:

1. Alles, was es gibt, existiert.
2. Wenn alles, was es gibt, existiert, dann muss auch jedes intentionale Objekt existieren.
3. Zeus, der Jungbrunnen, das ewige Höllenfeuer und die Waschmaschine, die ohne Waschmittel perfekt sauber wäscht, sind intentionale Objekte, die nicht existieren.
4. Also gibt es Gegenstände, die nicht existieren.

Oder:

1. Alles, was es gibt, existiert.
2. Wenn alles, was es gibt, existiert, dann muss auch jeder Referent eines singulären Terms existieren.
3. Sherlock Holmes, die DDR, das *perpetuum mobile*, das runde Viereck, das ideale Gas und der heilige Gral sind Referenten singulärer Terme, die nicht existieren.
4. Also gibt es Gegenstände, die nicht existieren.

Es ist also zunächst das Problem der intentionalen Einstellungen, die scheinbar auf Nichtexistierendes gerichtet zu sein scheinen, zu unterscheiden von dem allgemeinen Problem der scheinbaren Bezugnahme auf Nichtexistierendes. Letzteres Problem könnte auch als das „Problem der leeren singulären Terme“ bezeichnet werden, wenn wir unter einem „leeren singulären Term“ einen singulären Term verstehen wollen, der *prima facie* nichts Existierendes bezeichnet. Leere singuläre Terme kommen aber in sehr verschiedenen Kontexten vor, und daher lässt sich das Problem der leeren singulären Terme seinerseits wieder-

um in eine Reihe verschiedener Probleme aufdröseln, die gesondert untersucht werden sollen. Die wichtigsten dieser Probleme sind:

- a. Das Problem anscheinender analytischer Wahrheiten über nichtexistierende Gegenstände.
- b. Das Problem kontrafaktischer Existenzsätze und anderer „Modalprädikationen“.
- c. Das Problem singulärer negativer Existenzsätze.
- d. Das Problem vergangener und zukünftiger Gegenstände.
- e. Das Problem fiktiver Gegenstände.

Wenn die Annahme nichtexistierender Gegenstände zur Lösung auch nur eines dieser Probleme wesentlich beiträgt, dann ist eine ontologische Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände gerechtfertigt. Es soll aber gezeigt werden, dass die Annahme nichtexistierender Gegenstände zur Lösung keines dieser Probleme beizutragen vermag und dass daher von dieser Seite keine Rechtfertigung für eine ontologische Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände kommt.

6. *Das Problem intentionaler Einstellungen ohne existierende Objekte*

Das Intentionalitätsargument beruht einerseits auf dem nicht zu leugnenden Faktum, dass nicht jede intentionale Einstellung ein existierendes Objekt hat, und andererseits auf der Annahme, dass Intentionalität eine echte zweistellige Relation ist (nämlich eine Relation zwischen einem vorstellenden, urteilenden, liebenden oder hassenden Subjekt und einem vorgestellten, beurteilten, geliebten oder gehassten Objekt). Gemäß dieser Relationsauffassung der Intentionalität drückt der Satz

- (13) Willi fürchtet die Waschmaschine, die ohne Waschmittel perfekt sauber wäscht

eine Relation aus zwischen Willi einerseits und der Waschmaschine, die ohne Waschpulver perfekt sauber wäscht, andererseits. Dies soll gelten, obwohl — gemäß Annahme — Willi sehr wohl weiß, dass eine solche Waschmaschine (noch?) nicht existiert.

In anderen Fällen glauben die intentionalen Subjekte fälschlich an die Existenz der intentionalen Objekte. Das gilt etwa — gemäß Annahme — für

- (2) Friedrich fürchtet das Höllenfeuer;
- (3) Die Griechen verehrten Zeus; und
- (4) Ponce de Léon suchte den Jungbrunnen.

Gemäß der Relationsauffassung drücken diese Sätze eine Relation zwischen Friedrich und dem Höllenfeuer, den antiken Griechen und Zeus sowie Ponce de Léon und dem Jungbrunnen aus.

Dass Intentionalität eine Relation ist, kann mit guten Gründen bezweifelt werden. Aber so oder so kann die Annahme nichtexistierender Gegenstände das Problem der Intentionalität nicht lösen. Man vergleiche die folgenden beiden Sätze:

- (2b) Friedrich fürchtet das Höllenfeuer, aber das Höllenfeuer existiert nicht.
- (2c) Friedrich fürchtet das nichtexistierende Höllenfeuer.

(2b) impliziert nicht (2c). Es macht einen Unterschied, ob jemand das existierende Höllenfeuer fürchtet oder das nichtexistierende Höllenfeuer. Denn ein nichtexistierendes Höllenfeuer kann so wenig Leid zufügen wie eine nichtexistierende gute Fee Wünsche erfüllen kann. Aus analogen Gründen haben die alten Griechen gewiss einen existierenden Zeus verehrt, und Ponce de Léon war auf der Suche nach dem existierenden Jungbrunnen.

Manche Verteidiger nichtexistierender Gegenstände pflegen gegen diese Überlegung einzuwenden, dass man sich in Bezug auf sein intentionales Objekt irren kann. Demgemäß wäre es möglich, dass Friedrich zwar glaubt, sich vor dem existierenden Höllenfeuer zu fürchten, dass er aber in diesem Glauben irrt und das Objekt seiner Furcht in Wahrheit das nichtexistierende Höllenfeuer ist.

Nun ist es zweifellos möglich, sich hinsichtlich der Objekte eigener intentionaler Einstellungen zu irren. Zum Beispiel könnte ein Mann glauben, dass er seine Arbeit verabscheut, aber in Wirklichkeit ist es gar nicht die Arbeit selber, die ihm unangenehm ist, sondern ein Kollege, den er nicht mag.

Aber dieser Fall ist sehr verschieden von dem Fall des Höllenfeuer-Fürchters. Denn natürlich kann ein unangenehmer Kollege Objekt der Abscheu sein, und zwar deshalb, weil er gewisse Eigenschaften erfüllt, die Abscheu hervorrufen können; aber ein nichtexistierendes Höllenfeuer erfüllt keine Eigenschaften, die Furcht hervorrufen können: Es ist nicht heiß, es raucht nicht, es verursacht keine Verbrennungen. Es ist allenfalls ein abstrakter Gegenstand, der durch die genannten Eigenschaften definitiv bestimmt ist, ohne sie jedoch zu erfüllen. (Vgl. Zalta 1988.)¹

Wenn Friedrich das Höllenfeuer fürchtet, und das Höllenfeuer existiert nicht, dann geht Friedrichs Furcht, metaphorisch gesprochen, ins Leere. Sie (die Furcht) „zielt“ zwar auf ein Objekt (es ist keine „gegenstandslose Furcht“, wie manche Leute sie vielleicht im Dunkeln empfinden), aber sie „trifft“ kein Objekt. Intentionale Akte können auf verschiedene Weisen misslingen; eine Weise des Misslingens besteht darin, dass nichts „getroffen“ wird.

Sätze, die intentionale Einstellungen ausdrücken, sind zweideutig; in einer Bedeutung drücken sie tatsächlich eine Relation aus, in der anderen Bedeutung nicht. In der nicht-relationalen Bedeutung drücken sie einen bestimmten psychischen Zustand des Subjekts aus, und weiter nichts. Wir sind nicht gewohnt, diese beiden Lesarten zu unterscheiden, weil in der großen Mehrzahl der Kommunikationssituationen beide Deutungen gleichermaßen korrekt und unproblematisch sind. Die relationale Deutung ist dann korrekt, wenn der Satz sein konvers intentionales Gegenstück impliziert. Das konvers intentionale Gegenstück von

(3) Die Griechen verehrten Zeus
ist

(3a) Zeus wurde von den Griechen verehrt.

Man kann wohl davon ausgehen, dass wir heutzutage (3) nicht-relational meinen, weil wir nicht glauben, dass Zeus existiert. Dann wäre (3) in einer weniger missverständlichen Weise etwa so zu formulieren:

¹ Nach Auffassung des frühen Meinong und mancher seiner Anhänger erfüllt freilich ein nichtexistierender Gegenstand genau dieselben Eigenschaften, die sein existierendes Gegenstück erfüllt. (Vgl. z.B. AMESEDER 1904.) Doch diese Annahme führt in Antinomien.

(3b) Die Griechen waren Zeus-Verehrer,
wobei der Term „Zeus“ die Funktion eines Adverbs hat. Analog würde

(2) Friedrich fürchtet das Höllenfeuer
in der nicht-relationalen Lesart lauten:

(2d) Friedrich ist ein Höllenfeuer-Fürchter.

In der relationalen Lesart sind die Sätze (2)-(4) sowie (13) falsch; in der nicht-relationalen Lesart sind sie wahr, doch ihre Objekte sind existierende Gegenstände. In keinem Fall sind sie Instanzen des Intentionalitätsarguments.

7. Das Prädikationsprinzip

Das Referenzargument für die ontologische Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände beruht einerseits auf der Behauptung, dass es wahre Sätze der Form „Ps“ gibt, deren singulärer Term „s“ nichts Existierendes bezeichnet, und andererseits auf dem Prinzip, dass ein Satz der Form „Ps“ nicht wahr sein kann, wenn nicht der singuläre Term „s“ etwas bezeichnet. Dieses Prinzip nenne ich das *Prädikationsprinzip*. Das Prädikationsprinzip bringt die Intuition zum Ausdruck, dass etwas, das es nicht gibt, auch keine Eigenschaften haben kann. Mit anderen Worten: Sein heißt *irgendwie* (bzw. irgend etwas) sein.

Das Referenzargument für die Annahme nichtexistierender Gegenstände ist ungültig, weil die zweite Prämisse des Arguments falsch ist. Mit anderen Worten: Entgegen dem ersten Anschein ist es nicht der Fall, dass es wahre Prädikationen gibt, deren Subjektterme nichts Existierendes bezeichnen.

-- Man kann die vermeintlichen Beispiele für solche Prädikationen in die folgenden Klassen einteilen:

1. Analytische Sätze, wie zum Beispiel: „Pegasus ist identisch mit Pegasus“, „Der goldene Berg ist golden“.

2. Scheinbare „Modalprädikationen“, wie zum Beispiel: „Atlantis könnte existiert haben“ oder „Das runde Viereck ist ein unmöglicher Gegenstand“.
3. Singuläre negative Existenzsätze, wie zum Beispiel: „Das ideale Gas existiert nicht“, „Vulkanus existiert nicht“.
4. Sätze über Vergangenes und Zukünftiges, wie zum Beispiel: „Die DDR hat 1989 zu existieren aufgehört“, „Das *perpetuum mobile* muss erst erfunden werden“.
5. Sätze über fiktive Gegenstände, wie zum Beispiel: „Pegasus ist ein geflügeltes Pferd“, „Hercule Poirot ist berühmter als Nero Wolfe“.

Ein Satz, der das Referenzargument stützen soll, muss drei Bedingungen erfüllen:

- a. Er muss die Form einer Prädikation haben.
- b. Er muss wahr sein.
- c. Der singuläre Term an der Subjektstelle darf keinen existierenden Gegenstand bezeichnen.

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass Sätze der oben unter den Punkten 1.-5. aufgeführten Kategorien in keinem Fall alle drei Bedingungen erfüllen.

8. Vermeintliche analytische Wahrheiten über nichtexistierende Gegenstände

Beginnen wir mit den vermeintlichen analytischen Wahrheiten über nichtexistierende Gegenstände. Zum Beispiel:

- (14) Der goldene Berg ist golden.
- (15) Pegasus ist identisch mit Pegasus.

Manche haben die Intuition, dass diese Sätze analytisch wahr sind. (Siehe Lambert 1983.) Wendet man aber Russells Kennzeichnungstheorie auf (14) an, so erhält man:

- (14a) Es gibt genau ein x , so dass: x ist golden, und x ist ein Berg, und x ist golden.

(14a) ist weder analytisch noch (intuitiv) wahr. Für die Anhänger von Russells Kennzeichnungstheorie sollte das Grund genug sein, (14) aufzugeben. Es gibt aber noch eine zweite plausible Interpretation für (14), nämlich:

- (14b) Wenn es ein x gibt, so dass gilt: x ist golden, und x ist ein Berg, dann: x ist golden.

Diejenigen, die mit Lambert die Intuition teilen, dass (14) analytisch wahr ist, mögen (14b) als Paraphrasierung adäquater finden als (14a). Doch (14b) impliziert nicht, dass es einen goldenen Berg gibt. Daher ist (14) weder in der Interpretation (14a) noch in der Interpretation (14b) eine Instanz des Referenzarguments. Analog kann (15) gelesen werden als

- (15a) Es gibt genau ein x , so dass: x ist identisch mit Pegasus, oder als

- (15b) Wenn es ein x gibt, so dass: x ist identisch mit Pegasus, dann: x ist identisch mit Pegasus.

(15a) ist falsch, und (15b) impliziert nicht, dass es Pegasus gibt. Es gilt daher: Weder gemäß der Interpretation (15a) noch gemäß der Interpretation (15b) beweist der Satz (15), durch Anwendung des Referenzarguments, dass es Pegasus gibt.

Verallgemeinernd kann man sagen: Sätze der Form „ $A=A$ “ oder „ AB ist A “ oder „ $AB=B$ “ sind entweder zu interpretieren als Existenzquantifikationen („Es gibt genau ein x , so dass: $x=A$ “ oder „Es gibt genau ein x , so dass x ist A , und x ist B , und x ist A “ etc.) oder als Konditionalsätze („Wenn es ein x gibt, so dass: $x=A$, dann: $x=A$ “ oder „Wenn es ein x gibt, so dass: x ist A , und x ist B , dann: x ist A “ etc.). Im ersten Fall sind sie falsch, im zweiten Fall implizieren sie nicht irgendeine Art von Sein der scheinbaren Subjekte. In keinem Fall sind sie Instanzen des Referenzargumentes.

9. Kontrafaktische Existenzsätze und andere Modalprädikationen

Man könnte auch versuchen, das Sein nichtexistierender Gegenstände durch Anwendung des Referenzargumentes aus Sätzen wie

(16) Atlantis könnte existiert haben

abzuleiten. Das funktioniert aber nur dann, wenn solche Sätze als Prädikationen mit einem „modalen Prädikat“ interpretiert werden. Also so:

(16a) Atlantis (Subjekt)/könnte existiert haben (Prädikat).

Natürlich kann man Modalprädikate grundsätzlich ablehnen; man muss es aber nicht tun. Lässt man sie zu, dann hat man die Wahl zwischen zwei mögliche Deutungen für einen Satz wie (16). Eine davon ist (16a); die zweite lautet:

(16b) Es ist möglich, dass Atlantis existiert hat.

(16b) hat — im Gegensatz zu (16a) — nicht die grammatische Struktur einer Prädikation und legt daher auch nicht nahe, „könnte existiert haben“ als ein Prädikat aufzufassen, das dem Subjekt Atlantis zugesprochen wird. Vielmehr wird folgende Analyse nahegelegt:

(16c) Möglich (Atlantis hat existiert).

Hier ist nicht nur das Prädikat „modalisiert“, sondern der ganze Satz.

Weder mit (16a) noch mit (16b) bzw. (16c) lässt sich durch Anwendung des Referenzargumentes dafür argumentieren, dass es Atlantis gibt oder gegeben hat. Denn (16a) ist nicht wahr, und (16b) bzw. (16c) ist keine Prädikation. Ähnliches gilt für

(12) Das runde Viereck ist ein unmöglicher Gegenstand.

Auf den ersten Blick mag (12) als wahre Prädikation erscheinen. Dieser Eindruck ist aber wohl das Resultat der Vermengung zweier möglicher Interpretationen von (12), nämlich:

(12a) Das runde Viereck (Subjekt)/ ist ein unmöglicher Gegenstand (Prädikat).

(12b) Es ist unmöglich, dass ein rundes Viereck existiert.

(12a) kann nicht wahr sein, denn etwas, das nicht existiert, kann keine Eigenschaften haben — auch nicht die Eigenschaft, unmöglich zu sein. (12b) ist wahr, hat aber nicht die Form einer Prädikation.

Um zusammenzufassen: Scheinbare Modalprädikationen mit leeren singulären Termen sind entweder nicht wahr, oder sie sind keine Prädikationen. In keinem Fall stellen sie Anwendungsfälle des Referenzargumentes dar.

10. Singuläre negative Existenzsätze

Das Problem der singulären negativen Existenzsätze lässt sich in aller Kürze so formulieren: Wie kann man von *etwas* sagen, dass *es* nicht existiert? Muss man nicht, um zum Beispiel dem Planeten Vulkanus die Existenz absprechen zu können, den Planeten Vulkanus zunächst einmal als existierend anerkennen? Denn wie könnte man einem Gegenstand, den es gar nicht gibt, irgend etwas zu- oder absprechen?

Die Antwort ist nicht neu: Mit singulären Existenzsätzen wird nichts zu- oder abgesprochen, weil singuläre Existenzsätze in Wirklichkeit keine Prädikationen sind. Mit anderen Worten: Das Problem der singulären Existenzsätze entsteht daraus, dass man sich von der grammatischen Oberflächenstruktur dieser Sätze irreführen lässt. Die Aufgabe der philosophischen Analyse muss folglich darin bestehen, die echte logische Struktur dieser Sätze sichtbar zu machen. Russells Theorie der bestimmten Beschreibungen scheint uns die echte logische Struktur singulärer Existenzsätze zu enthüllen. Wendet man Russells Theorie an auf den Beispielsatz

(17) Das ideale Gas existiert nicht,

so erhält man:

(17a) Es ist nicht der Fall, dass es genau ein *x* gibt, so dass: *x* ist ein ideales Gas.

Entscheidend ist, dass (17a) nicht die Form einer Prädikation hat und daher nicht zu der Vermutung Anlass gibt, das ideale Gas müsse doch wenigstens irgendein Sein haben, damit man ihm wahrheitsgemäß die Existenz absprechen könne.

Freilich funktioniert die Russellsche Analyse in dieser direkten Weise nur mit jenen singulären Existenzsätzen, deren singuläre Terme *bestimmte Beschreibungen* sind. Aber es gibt auch negative singuläre Existenzsätze mit *Eigennamen*. Zum Beispiel:

(18) Vulkanus existiert nicht.²

Man kann das Problem durch einen formalen Kunstgriff lösen, indem man aus dem Namen „Vulkanus“ ein künstliches Prädikat konstruiert (z.B. „ist identisch mit Vulkanus“). Doch man braucht nicht zu diesem formalen Trick zu greifen, wenn man die Ersetzung von Eigennamen durch Kennzeichnungen zulässt.

Eine solche Ersetzung sollte auch tatsächlich immer möglich sein. Denn Bezugnahme ist primär ein intentionaler Akt, und dieser intentionale Akt setzt eine mentale Repräsentation des Bezugsgegenstandes voraus. Man kann diese mentale Repräsentation das „intentionale Korrelat“ des singulären Terms nennen. Das intentionale Korrelat muss immer so sein, dass es als sprachliches Korrelat eine Beschreibung des Bezugsgegenstandes geben könnte. Denn ein intentionales Korrelat eines puren Eigennamens ohne deskriptiven Gehalt kann es nicht geben.

Das bedeutet nicht, dass Namen durch Kennzeichnungen bzw. Bündel von Kennzeichnungen *definiert* werden können. Es bedeutet nur, dass sowohl die sinnvolle Verwendung als auch das Verstehen eines Namens ein intentionales Korrelat im Bewusstsein des Sprechers bzw. Hörers voraussetzt, das in Form einer Beschreibung ausgedrückt werden kann.

Im Grenzfall mag die Beschreibung lauten: „das Ding, das soundso genannt wird“. Es ist dabei durchaus nicht erforderlich, dass die Beschreibung des Sprechers mit der Beschreibung des Hörers identisch ist. Wenn ein Ornithologe und ein Philosoph über die Stadt Graz sprechen, mag der eine das Objekt der Bezugnahme individuieren als die Stadt, in der 1566 der letzte Waldrapp Europas gestorben ist, und

² Zur Erklärung: Im 19. Jahrhundert versuchte der Astronom Leverrier eine von ihm beobachtete Unregelmäßigkeit in der Bewegung eines schon bekannten Planeten durch einen anderen, bisher nicht entdeckten Planeten zu erklären, und er nannte diesen hypothetisch angenommenen Planeten „Vulkanus“. Später stellte sich heraus, dass Leverriers Hypothese unzutreffend war.

der andere als die Stadt, in der Alexius Meinong einen Lehrstuhl innegehabt hat. Es ist dabei nicht erforderlich, dass der Sprecher oder der verstehende Hörer in der Lage sein muss, die betreffende Beschreibung anzugeben; denn es kann schwierig sein, einen vorhandenen Gedankeninhalt zu formulieren.

Wenn jeder Eigenname grundsätzlich durch eine Beschreibung ersetzbar ist, dann lässt sich auch Russells Theorie der Kennzeichnungen grundsätzlich auf jeden singulären Existenzsatz anwenden, und auf diese Weise lässt sich jeder singuläre Existenzsatz in einen allgemeinen Existenzsatz umwandeln. Das bedeutet: Singuläre Existenzsätze sind in keinem Fall Prädikationen und daher in keinem Fall Instanzen des Referenzarguments.

11. Sprechen über Vergangenes und Zukünftiges

Folgt aus

(19) Sokrates war der Lehrer Platons,

dass es Sokrates heute (2000 nach Christus) noch gibt? Und angenommen, ich werde dereinst eine Tochter haben, die eine Universität besuchen wird: folgt dann aus

(20) Meine Tochter wird eine Universität besuchen

dass es meine Tochter heute schon gibt, obwohl sie noch gar nicht gezeugt ist? Mit anderen Worten: Kann man Sokrates heute wahrheitsgemäß zusprechen, Lehrer von Platon gewesen zu sein; und kann ich meiner noch ungezeugten Tochter heute schon wahrheitsgemäß zusprechen, dass sie eine Universität besuchen wird?

Manche vertreten die Auffassung, Existenz sei „zeitlos“ in dem Sinn, dass „s existiert“ so viel bedeutet wie „s existiert jetzt, oder s hat existiert, oder s wird existieren“. (Vgl. z.B. Chakrabarti 1997, Kapitel 3.) Gemäß dieser Auffassung wäre Bezugnahme auf Zukünftiges und Vergangenes jederzeit möglich; es würde sich aber nicht um Bezugnahme auf Nichtexistierendes handeln, sondern um Bezugnahme auf Existierendes. Möglich, dass der Traum von göttergleicher Unvergänglichkeit der Vater dieser Auffassung ist; bei nüchterner Betrachtung wird man aber kaum umhin können anzuerkennen, dass es —

gerade aus der Perspektive der Sterblichen — einen gewaltigen Unterschied macht, ob etwas oder jemand *jetzt* existiert, oder nur irgendwann existiert *hat*, oder nur irgendwann existieren *wird*. Ich setze also im Folgenden voraus, dass Sokrates nicht mehr und meine Tochter noch nicht unter den Existierenden weilt. Wenn wir ihnen trotzdem wahrheitsgemäß Eigenschaften zuschreiben könnten, dann würden wir nichtexistierenden (genauer: vergangenen bzw. zukünftigen) Gegenständen Eigenschaften zuschreiben. Jemand, der (19) ernsthaft äußert, will aber gewiss mit dem Namen „Sokrates“ auf Platons Lehrer Bezug nehmen, und Platons Lehrer war kein vergangener Gegenstand. Als Referent von „Sokrates“ in (19) den „vergangenen Sokrates“ zu postulieren, würde also nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn der vergangene Sokrates mit jenem identisch wäre, auf den Platon mit dem Namen „Sokrates“ referiert hat. Dieses Identitätspostulat ist aber mehr als zweifelhaft. Die Eigenschaften, die wir dem vergangenen Sokrates wahrheitsgemäß zusprechen können (einmal angenommen, es gäbe ihn), sind sehr verschieden von den Eigenschaften, die Sokrates' Zeitgenossen *Sokrates* wahrheitsgemäß zusprechen konnten. Der vergangene Sokrates *hat* die Eigenschaft, Platons Lehrer *gewesen zu sein*. Sokrates hatte die Eigenschaft, Platons Lehrer *zu sein*. Der vergangene Sokrates hat die Eigenschaft, stupsnasig *gewesen zu sein*; doch Sokrates hatte die Eigenschaft, stupsnasig *zu sein*; und sofort. Selbst wenn es den vergangenen Sokrates geben würde: Es gäbe keine Kontinuität zwischen Sokrates und dem vergangenen Sokrates. Was rechtfertigt dann die Annahme, dass der vergangene Sokrates mit Sokrates identisch ist? Die selben Überlegungen gelten, *mutatis mutandis*, für eine „zukünftige Person“ und die reale Person, die ich vielleicht eines Tages zur Welt bringen werde.

Die Annahme nichtexistierender Gegenstände bietet also keine befriedigende Erklärung an für die Tatsache, dass es Sätze wie (19) und (20) gibt, in denen scheinbar Gegenständen, die nicht mehr bzw. noch nicht existieren, wahrheitsgemäß Eigenschaften zugeschrieben werden. Dies gilt auch für

(6) Die DDR hat zu existieren aufgehört

und

(7) Das *perpetuum mobile* muss erst erfunden werden

(unter der Annahme, dass das *perpetuum mobile* irgendwann erfunden wird). Was 1989 zu existieren aufgehört hat, war eine aktual existierende DDR, und was unsere Energieprobleme lösen könnte, aber erst erfunden werden muss, ist ein aktual existierendes *perpetuum mobile*.

Die singulären Terme „Sokrates“, „meine Tochter“, „die DDR“ und „das *perpetuum mobile*“ bezeichnen also weder etwas aktual existierendes noch etwas Nichtexistierendes. Das wirft natürlich die Frage auf, wie es zu erklären ist, dass die Sätze (6), (7), (19) und (20) nicht nur sinnvoll, sondern offenbar auch wahr sind. Eine Lösung besteht darin, das Tempus der Vergangenheit bzw. der Zukunft sozusagen vom Prädikat abzuziehen und daraus einen Satzoperator zu konstruieren, ähnlich dem Möglichkeitsoperator. (Vgl. McArthur 1976) Etwa so:

(19a) Es war der Fall: Sokrates ist der Lehrer Platons.

(20a) Es wird der Fall sein: Meine Tochter besucht eine Universität.

(6a) Es war der Fall: Die DDR hört zu existieren auf.

(7a) Es wird der Fall sein: Das *perpetuum mobile* musste erst erfunden werden.

Aus (19a) folgt natürlich nicht, dass es Sokrates gibt, noch folgt aus (20a), dass es meine Tochter gibt. Es folgt lediglich, dass es Sokrates gegeben hat und dass es meine Tochter geben wird, wobei auch hier wieder das Tempus der Vergangenheit bzw. der Zukunft nicht als zum Prädikat gehörig interpretiert werden soll, sondern als Aspekt eines Satzoperators.³ Gemäß dieser Interpretation haben Sätze wie (6), (7),

³ Das bedeutet natürlich nicht, dass das Tempus der Vergangenheit bzw. der Zukunft in keinem Fall zum Prädikat gehört. Der Satz „Helmut Kohl war Vorsitzender der CDU“ kann problemlos als Prädikation interpretiert werden, in welcher Kohl die Eigenschaft, Vorsitzender der CDU gewesen zu sein zugeschrieben wird. Sehr oft lassen Vergangenheits- bzw. Zukunftssätze beide Interpretationen zu. Wenn ich sage „Meine Nichte wird eines Tages eine Universität besuchen“, und meine Nichte ist schon geboren, dann kann dieser Satz sowohl in der Art von (20a) interpretiert werden als auch als Prädikation, in welcher meiner Nichte die Eigenschaft zugeschrieben wird, dass sie eines Tages eine Universität besuchen wird. Vergangenheits- und Zukunftssätze weisen also eine systematische Mehrdeutigkeit auf (analog der Mehrdeutigkeit von Modalsätzen, auf die weiter oben schon hingewiesen wurde). Für den Fall, dass der singuläre Term an der Subjektstelle leer ist, kommt aber nur eine Interpretation in Frage, wenn der Wahrheitswert des Satzes „wahr“ sein soll.

(19) und (20) nicht die logische Form von Prädikationen und sind daher keine Instanzen für das Referenzargument.

12. Fiktive Gegenstände

Bei jeder der bisher untersuchten vermeintlichen Instanzen für das Referenzargument wurde versucht, plausibel zu machen, dass diese Sätze entweder nicht die logische Form von Prädikationen haben oder nicht wahr sind. Hier nun wird versucht werden zu zeigen, dass in Bezug auf Sätze über fiktive Gegenstände weder das eine noch das andere eine plausible Ansicht ist: Es gibt Sätze über fiktive Gegenstände, die die logische Form von Prädikationen haben und zugleich wahr sind. Kandidaten für solche Sätze sind etwa:

- (5) Sherlock Holmes ist der berühmteste Romandetektiv der Welt.
(21) Pegasus ist ein geflügeltes Pferd.

Betrachtet man die Gesamtheit der wissenschaftlichen Literatur über nichtexistierende Gegenstände, dann stellt man fest, dass nur ein kleiner Teil davon ausdrücklich dem Problem der fiktiven Gegenstände gewidmet ist. Andererseits sind fiktive Gegenstände die populärsten Beispiele für nichtexistierende Gegenstände und kommen in fast jeder einschlägigen Arbeit vor.

Diese Tatsache verdient mehr Aufmerksamkeit, als ihr gewöhnlich gewidmet wird. In der Tat werden fiktive Gegenstände oft — irrtümlicherweise — nicht von Gegenständen wie dem runden Viereck oder dem gegenwärtigen König von Frankreich unterschieden. Doch fiktive Gegenstände sind keine Meinongianischen Konstrukte (wie der goldene Berg und das runde Viereck), sondern Teil unserer kulturellen Umwelt. Überzeugungen betreffend fiktive Gegenstände beruhen nicht auf empirischen Irrtümern (wie die Annahme des Planeten Vulkanus); und es ist eine *kontingente* Wahrheit, dass Sherlock Holmes von einem britischen Arzt namens Conan Doyle erfunden wurde (und nicht etwa von Patricia Highsmith). Kurz: Wenn es überzeugende Beispiele für Referenz auf Nichtexistierendes gibt, dann handelt es sich um Fälle von Referenz auf fiktive Gegenstände.

a. Versuche, die ontologische Festlegung auf fiktive Gegenstände zu vermeiden

i. Manche versuchen, das Problem mit Hilfe von sogenannten *Geschichten-Operatoren* zu lösen. (Vgl. z.B. Künne 1990.) Ein *Geschichten-Operator* ist etwa der Ausdruck „In einer Geschichte“ bzw. „Gemäß einer Geschichte“. Der *Geschichten-Operator* wird den problematischen Sätzen vorangestellt. Wir erhalten also zum Beispiel:

- (21a) Gemäß einer Geschichte gilt: Pegasus ist ein geflügeltes Pferd.
(21a) impliziert nicht mehr „Es gibt Pegasus“, sondern nur „Gemäß einer Geschichte gilt: Es gibt Pegasus“.

Diese Strategie des Voranstellens eines *Geschichten-Operators* funktioniert aber nicht für alle Sätze, die scheinbar eine ontologische Festlegung auf fiktive Gegenstände nach sich ziehen:

- (5) Sherlock Holmes ist der berühmteste Romandetektiv der Welt ist wahr; aber „Gemäß einer Geschichte gilt: Sherlock Holmes ist der berühmteste Romandetektiv der Welt“ ist falsch. Denn in den betreffenden Geschichten ist Holmes zwar berühmt, aber kein Romandetektiv. Analog ist „Hercule Poirot ist berühmter als Nero Wolfe“ wahr. Aber „Gemäß einer Geschichte gilt: Hercule Poirot ist berühmter als Nero Wolfe“ ist falsch (vorausgesetzt es gibt keine Geschichte, in der Poirot *und* Wolfe auftreten).

ii. Manche meinen, man könne Sätze, die scheinbar Sätze über fiktive Gegenstände sind, so paraphrasieren, dass sie sich als Sätze über andere Entitäten erweisen, zum Beispiel als Sätze über Texte oder Bücher oder Autoren oder Geschichten. (Vgl. z.B. Kapitan 1990.)

Diese Strategie ist bisher großteils ein bloßes Programm geblieben, das seiner Realisierung noch harrt. Aber davon abgesehen kann man gegen Paraphrasierungsstrategien den folgenden grundsätzlichen Einwand erheben: Eine Paraphrasierung ist nur dann sinnvoll, wenn der ursprüngliche Satz nicht eigentlich das ausdrückt, was der Sprecher mit dem Satz ausdrücken möchte. Das mag zum Beispiel der Fall sein bei dem Satz „Die durchschnittliche österreichische Familie hat 1,7 Kinder“. Es ist ohne Weiteres denkbar, dass jemand, der diesen Satz in

einem ernsthaften Kontext äußert, nicht wirklich ausdrücken will, dass es eine durchschnittliche österreichische Familie gibt, die 1, 7 Kinder hat. Aber wenn ich sage, dass Hercule Poirot wahrscheinlich berühmter ist als Nero Wolfe, dann meine ich genau, was ich sage; und es wäre nichts dabei gewonnen, wenn man diesen Sachverhalt in einem viel komplizierteren Satz mitteilte, in dem von Autoren, Büchern, Auflagen, Verfilmungen, Lesern und anderem mehr noch die Rede ist. Insbesondere wäre damit nicht gezeigt, dass Hercule Poirot und Nero Wolfe nicht existieren.

iii. Manche wiederum akzeptieren Sätze wie

(21) Pegasus ist ein geflügeltes Pferd

als wahr, ohne sie zu paraphrasieren, leugnen aber zugleich, dass dies irgendwelche ontologischen Festlegungen nach sich ziehe. (Siehe z.B. Crittenden 1973.) Das läuft darauf hinaus, das Prädikationsprinzip abzulehnen. Nun soll das Prädikationsprinzip so wenig wie jedes andere Prinzip zum Dogma erhoben werden, aber man sollte doch sehr gute Gründe haben für die Aufgabe eines so fundamentalen Prinzips. Zweifellos wäre ein guter Grund dann gegeben, wenn die ontologische Festlegung auf fiktive Gegenstände unlösbare Probleme oder gar Widersprüche mit sich bringen würde. Aber das ist nicht der Fall, wie im folgenden (und letzten) Abschnitt gezeigt werden soll.

b. Fiktive Gegenstände als existierende Gegenstände

Es wird oft angenommen, dass fiktive Gegenstände ganz gewöhnliche Gegenstände sind, nur dass sie nicht existieren. Nach dieser Auffassung ist Sherlock Holmes ein Mensch, mit allen Attributen des Mensch-Seins, nur dass ihm die Existenz fehlt. (Vgl. z.B. Parsons 1975.)

Aber das ist falsch. Ein fiktiver Mensch ist nicht ein nichtexistierender Mensch, sondern ein existierender fiktiver Gegenstand. Was fiktive Personen, Landschaften und Städte von echten Personen, Landschaften und Städten unterscheidet, ist nicht, dass die letzteren existieren und die ersteren nicht existieren. Es handelt sich vielmehr um kategorial verschiedene Gegenstände, von denen aber die einen so gut existieren wie die anderen. Mit anderen Worten: Fiktive Gegenstände

haben nicht eine besondere Seinsweise, sondern sie sind eine besondere Art von Gegenständen.

Was für eine Art von Gegenständen sind fiktive Gegenstände? In aller Kürze kann man fiktive Gegenstände folgendermaßen charakterisieren: Sie sind Artefakte; sie sind abstrakt; sie sind unvollständig bestimmt;⁴ sie können (sofern sie nicht in sich widersprüchlich sind) in konkreten Dingen instanziiert sein; und im Standardfall sind sie Teile komplexerer abstrakter Artefakte, die wir „Werke“ nennen können. Dies können literarische Werke sein, aber auch Filmwerke, Bildwerke, Skulpturen, ja sogar Musikwerke.

Fiktive Gegenstände sind also keine nichtexistierenden Gegenstände. Aber das impliziert nicht, dass Meinongianische Theorien fiktiver Gegenstände in Bausch und Bogen zu verwerfen wären. Meinongianische Theorien fiktiver Gegenstände kommen der Wahrheit ziemlich nahe; und gewisse Elemente mancher dieser Theorien — insbesondere die Prädikationsweisenunterscheidung, die ursprünglich von Meinongs Schüler Ernst Mally eingeführt wurde und die man unter anderem bei Castañeda, Rapaport und Zalta findet (oder ein Äquivalent dieser Unterscheidung) — sind sogar unverzichtbar für eine konsistente Theorie der fiktiven Gegenstände. (Vgl. Mally 1912, Castañeda 1979, Rapaport 1978, Zalta 1988.)

Die Prädikationsweisenunterscheidung besteht darin, dass zwei Arten von Prädikaten unterschieden werden. Ich verwende im Folgenden eine Terminologie, die der von Mally sehr ähnlich ist und unterscheidet Prädikate der Form „ist F“ von Prädikaten der Form „ist bestimmt als F“. Wenn diese Unterscheidung auf Sätze über fiktive Gegenstände angewendet wird, erhalten wir zum Beispiel:

(21b) Pegasus ist bestimmt als ein geflügeltes Pferd.

Doch Pegasus ist eine Figur aus der griechischen Mythologie. Analog ist Sherlock Holmes bestimmt als kokainsüchtig; aber zugleich ist Sherlock Holmes eine Schöpfung von Arthur Conan Doyle. Und Hercule Poirot ist berühmter als Nero Wolfe.

⁴ Der Begriff der unvollständigen Bestimmtheit wird weiter unten expliziert.

Die Prädikationsweisenunterscheidung löst eine Reihe von Problemen und neutralisiert somit wichtige Einwände gegen eine ontologische Festlegung auf fiktive Gegenstände:

1. Pferde sind raum-zeitliche Gegenstände. Das muss auch für geflügelte Pferde gelten. Wenn also Pegasus ein geflügeltes Pferd ist, dann muss Pegasus ein raum-zeitlicher Gegenstand sein. Doch Pegasus ist ein abstrakter Gegenstand, und abstrakte Gegenstände sind nicht raum-zeitlich. Die Lösung ist, dass Pegasus kein geflügeltes Pferd *ist*, sondern nur als geflügeltes Pferd *bestimmt ist*. Pegasus ist daher auch als raum-zeitlicher Gegenstand bestimmt, aber das impliziert nicht, dass Pegasus ein raum-zeitlicher Gegenstand *ist*.

2. Es ist eine verbreitete Meinung, dass die unvollständige Bestimmtheit fiktiver Gegenstände eine Verletzung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten nach sich ziehe. (Siehe z.B. Smith 1975.) Das wäre tatsächlich der Fall, wenn gelten würde:

(UB*) Für alle x, wenn x unvollständig bestimmt ist, dann gilt: Es gibt ein F, so dass: Es ist nicht der Fall, dass x F ist, und es ist nicht der Fall, dass x nicht F ist.⁵

Zum Beispiel: Wenn — wie anzunehmen — nirgends in der griechischen Mythologie gesagt wird, wie schwer Pegasus ist, dann ist Pegasus unvollständig bestimmt hinsichtlich seines Gewichts. Wenn das bedeuten würde, dass weder „Pegasus ist genau 500 kg schwer“ noch „Es ist nicht der Fall, dass Pegasus genau 500 kg schwer ist“ wahr wäre, dann würde für Pegasus der Satz vom ausgeschlossenen Dritten nicht gelten. Tatsächlich ist es aber wahr, dass es nicht der Fall ist, dass Pegasus genau 500 kg schwer ist. Das ist deshalb wahr, weil Pegasus, wie jeder abstrakte Gegenstand, überhaupt kein Gewicht hat. Trotzdem ist Pegasus unvollständig bestimmt hinsichtlich seines Gewichts, und zwar in folgendem Sinn: Weder „Pegasus ist bestimmt als genau 500 kg schwer“ noch „Pegasus ist bestimmt als nicht genau 500 kg schwer“ ist wahr. Allgemein gilt:

⁵ „Es gibt ein F“ ist hier und im Folgenden stets substitutional bzw. ontologisch neutral im Sinne Priors zu interpretieren.

(UB) Für alle x, wenn x unvollständig bestimmt ist, dann gilt: Es gibt ein F, so dass: Es ist nicht der Fall, dass x als F bestimmt ist, und es ist nicht der Fall, dass x als non-F bestimmt ist.

Das ist aber verträglich mit dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten.

3. Fiktionale Geschichten können in sich widersprüchlich sein, was zu dem Verdacht Anlass geben könnte, dass fiktive Gegenstände zuweilen — sei es vom Autor beabsichtigt oder auch aus Versehen — den Satz vom Widerspruch verletzen. Das wäre dann der Fall, wenn gelten würde:

(W*) Für alle x, wenn x ein widersprüchlicher fiktiver Gegenstand ist, dann gilt: Es gibt ein F, so dass: x ist F, und es ist nicht der Fall, dass x F ist.

Doch in diesem Sinn ist kein fiktiver Gegenstand widersprüchlich. Es kann allenfalls sein, dass ein fiktiver Gegenstand als F bestimmt ist und zugleich als non-F bestimmt ist:

(W) Für alle x, wenn x ein widersprüchlicher fiktiver Gegenstand ist, dann gilt: Es gibt ein F, so dass: x ist als F bestimmt, und x ist als non-F bestimmt.

Das aber ist verträglich mit dem Satz vom Widerspruch.

4. Die Prädikationsweisenunterscheidung ermöglicht außerdem eine Definition der Instanziierungsbeziehung:

(I) Für alle x, für alle y: x ist eine Instanziierung von y genau dann, wenn gilt: Für alle F: Wenn y bestimmt ist als F, dann ist x F.

Angenommen, Pegasus wäre bestimmt als geflügeltes Pferd, und als nichts sonst; in diesem Fall wäre jedes Ding, das ein geflügeltes Pferd ist, eine Instanziierung des abstrakten Gegenstandes Pegasus.

Der Anwendungsbereich der Definition der Instanziierungsbeziehung geht natürlich weit über den speziellen Bereich der fiktiven Gegenstände hinaus; er umfasst den großen Bereich jener abstrakten und instanzitierbaren Gegenstände, die man „Typen“ nennen könnte, also etwa Musikwerke und Dramen, Autotypen und Typen anderer Gebrauchsgegenstände (Möbel, Kleidung etc.), Gegenstände der Geome-

trie, Farben und Töne, Wort- und Satztypen, vielleicht auch natürliche Arten. Man kann natürlich darüber diskutieren, ob eine ontologische Festlegung auf all diese Gegenstandsarten gerechtfertigt ist oder nicht; aber wenn man sich auf sie festlegt, gibt es keinen Grund, ihnen die Existenz abzusprechen. Es kann also zusammenfassend festgehalten werden: Auch der Diskurs über Fiktionen gibt keinen Anlass zur Annahme, dass es nichtexistierende Gegenstände gäbe.

13. Ergebnis

Das Resultat der Untersuchung kann wie folgt zusammengefasst werden: Das Intentionalitätsargument für die Annahme nichtexistierender Gegenstände geht fehl, weil es auf der falschen Annahme beruht, dass intentionale Einstellungen stets relational zu interpretieren sind. Diese Annahme lässt sich nicht einmal mit Hilfe der ontologischen Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände retten, weil das intentionale Gerichtetsein auf irgendein A nicht dadurch zu einem intentionalen Gerichtetsein auf ein *nichtexistierendes* A wird, dass A nicht existiert.

Das Referenzargument für die Annahme nichtexistierender Gegenstände geht fehl, weil es auf der falschen Annahme beruht, dass es wahre Prädikationen gibt, deren Subjekterme nichts Existierendes bezeichnen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass die scheinbaren Instanzen des Referenzarguments entweder keine Prädikationen sind oder dass sie nicht wahr sind oder dass ihre Subjekterme — entgegen dem ersten Anschein — doch etwas Existierendes bezeichnen.

Die bekannten Probleme der Referenz und Intentionalität stellen also keinen hinreichenden Grund für eine ontologische Festlegung auf nichtexistierende Gegenstände dar. Falls nicht in Zukunft bessere Gründe für eine solche Festlegung gefunden werden, bleibt es dabei: Gegenstände, die nicht existieren, gibt es nicht.⁶

⁶Die vorliegende Arbeit entstand mit Unterstützung des österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Frühere Versionen dieses Papiers wurden präsentiert am Department of Philosophy der University of Arizona und am Institut für Philosophie der Universität Innsbruck. An dieser Stelle sei allen Diskutanten für konstruktive Kritik herzlich gedankt.

Abstract

Those who are — in the tradition of Meinong — willing to accept the claim that there are objects that do not exist usually argue that the ontological commitment to nonexistent objects allows to resolve a variety of problems of reference and intentionality, such as: the problem of singular negative existential statements, the problem of discourse on past and future objects, the problem of discourse on fictitious objects, the problem of counterfactual existentials, the problem of allegedly necessary truths on nonexistent objects (e. g., „The round square is round“.) It seems that the ontological commitment to nonexistent objects enables us to explain both the obvious truth of many predicative sentences whose subject terms do not denote anything existent and the possibility of intentional acts whose objects do not exist.

The aim of this paper is to show that the commitment to nonexistents does not resolve any of these problems and that, consequently, problems of reference and intentionality do not provide a reason for the assumption that there are objects that do not exist.

Literatur

- AMESEDER, RUDOLF (1904): „Beiträge zur Grundlegung der Gegenstandstheorie“. In: Alexius Meinong (Hrsg.), *Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie* (Leipzig: Barth), 51-120.
- CASTAÑEDA, HECTOR-NERI (1979): „Fiction and Reality: Their Fundamental Connections“. *Poetics* 8, 31-62.
- CHAKRABARTI, ARINDAM (1997): *Denying Existence. The Logic, Epistemology and Pragmatics of Negative Existentials and Fictional Discourse* (= *Synthese Library* 261, Dordrecht u. a.: Kluwer).
- CHISHOLM, RODERICK M. (1972): „Beyond Being and Nonbeing“. In: Rudolf Haller (Hrsg.), *Jenseits von Sein und Nichtsein* (Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt), 25-33.
- CRITTENDEN, CHARLES (1973): „Thinking about Non-Being“. *Inquiry* 16, 290-312.
- CRITTENDEN, CHARLES (1991): *Unreality. The Metaphysics of Fictional Objects* (Cornell: Ithaca).
- DEVINE, PHILIP E. (1974): „The Logic of Fiction“. *Philosophical Studies* 26, 389-399.
- HALLER, RUDOLF (1986): *Facta und Ficta* (Stuttgart: Reclam).

- JACQUETTE, DALE (1996): *Meinongian Logic. The Semantics of Existence and Nonexistence* (= *Perspektiven der Analytischen Philosophie* 11, Berlin: de Gruyter).
- KAPFFAN, TOMIS (1990): „Preserving a Robust Sense of Reality“. In: Klaus Jacobi, Helmut Pape (eds.): *Thinking and the Structure of the World. Hector-Neri Castañeda's Epistemic Ontology Presented and Criticized* (Berlin: De Gruyter), 449-458.
- KÜNNE, WOLFGANG (1990): „Perception, Fiction, and Elliptical Speech“. In: Jacobi/Pape (eds): *Thinking and the Structure of the World*, 259-267.
- LAMBERT, KAREL (1983): *Meinong and the Principle of Independence* (Cambridge: Cambridge University Press).
- MALLY, ERNST (1912): *Gegenstandstheoretische Grundlagen der Logik und Logistik* (Leipzig: Barth).
- MARCUS, RUTH BARCAN (1962): „Interpreting Quantification“. *Inquiry* 5, 252-259.
- MCARTHUR, ROBERT P. (1976): „Tense Logic“ (= *Synthese Library* 111, Dordrecht/Boston: Reidel, 1976).
- PARSONS, TERENCE (1975): „A Meinongian Analysis of Fictional Objects“. *Grazer Philosophische Studien* 1, 73-86.
- PARSONS, TERENCE (1980): *Nonexistent Objects* (New Haven: Yale University Press).
- PRIOR, A. N. (1971): *Objects of Thought*, hrsg. von P.T. Geach und A.J.P. Kenny (Oxford: Clarendon).
- QUINE, WILLIARD VAN ORMAN (1969): „Existence and Quantification“. In: *Ontological Relativity and Other Essays* (New York: Columbia University Press), 91-113.
- RAPAPORT, WILLIAM J. (1978): „Meinongian Theories and a Russellian Paradox“. *Noûs* 12, 153-180.
- SMITH, BARRY (1975): „The Ontogenesis of Mathematical Objects“. *Journal of the British Society for Phenomenology* 6, no. 2, 91-101.
- VAN INWAGEN, PETER (1983): „Fiction and Metaphysics“. *Philosophy and Literature* 7, no. 1, 67-77.
- WHITE, MORTON (1968): „The Use of ‚Exists‘“. In: Gary Iseminger (Hrsg.), *Logic and Philosophy* (New York: Appleton-Century-Crofts), 127-145.
- WILLIAMS, C. J. F. (1981): *What is existence?* (Oxford: Clarendon).
- ZALTA, EDWARD N. (1988): *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality* (Cambridge: MIT Press).

Anzeige

METAPHYSICA

INTERNATIONAL JOURNAL FOR ONTOLOGY & METAPHYSICS

Editors: RAFAEL HÜNTELMANN (Cologne)
UWE MEIXNER (Regensburg) • ERWIN TEGTMEIER (Mannheim)

Sonderheft 1

R. Hüntelmann • U. Meixner • E. Tegtmeier (Hrsg.)

Ontologie der Modalitäten

Beiträge zur gleichnamigen Tagung des Lindenthal-Instituts Köln in
Zusammenarbeit mit dem Philosophischen Seminar der Universität
Mannheim und METAPHYSICA, 17.-19. März 2000

mit Beiträgen von

Manuel Bremer
Paul Burger
Wolfram Hinzen
Rafael Hüntelmann
Ludger Jansen
Christian Kanzian
Wolfgang Malzkorn
Uwe Meixner
Jimmy Plourde
Richard Schantz
Erwin Tegtmeier
Daniel von Wachter
Jan C. Westerhoff